

Schriften Philons und das Corpus Hermeticum, haben zwar nicht viel miteinander gemein, aber immerhin das, daß sie beide vom religiösen Platonismus abhängig sind. Man könnte durchaus die Frage aufwerfen – und das ist nicht selten geschehen – wieviel Philon eigentlich in den Hermetischen Schriften enthalten sei. Für den Bereich seiner Untersuchung erklärt der Verfasser aber diese Aufgabe für unlösbar, und er hat, was seine Fragestellung angeht, auch dabei recht. Das liegt weniger an den Gründen, die er angibt, als vielmehr an seiner Fragestellung und seiner Untersuchungsmethode. Denn mit der Beschränkung auf die Lichtterminologie in zwei platonisierenden Textgruppen hat er bereits festgelegt, welche Eigenschaft seine Texte haben. Sie müssen jetzt in den Bildern des natürlichen Lichts vom göttlichen Licht reden. Das Ergebnis liegt fest; der Verfasser kann nichts anderes mehr tun, als prüfen, ob das Ergebnis zutrifft, das er mit seiner Fragestellung festgelegt hat. Denn wenn man fragt, in welcher Weise platonisierende Texte vom göttlichen Licht reden, ganz gleich, wann und wo sie geschrieben sind, dann muß herauskommen, daß „bei Philon, den Hermetikern und den übrigen zitierten Texten eine Identität von physischem Licht und göttlichem ‚Licht‘ nicht besteht.“ Selbst grundlegende Mißverständnisse können das Ergebnis nicht mehr beeinflussen; der Hauptertrag dieser Arbeit ist völlig überzeugend.

Kiel

Heinrich Kraft

Olof Gigon: Die antike Kultur und das Christentum. Gütersloh (Gerd Mohn) 1966. 181 S., kart. DM 19.80.

Eigenart und Vorzüglichkeit des Buches von G. liegen in sich selbst begründet; aber natürlich ist man geneigt, immer wieder einen vergleichenden Blick auf das Werk von C. Schneider, Geistesgeschichte des antiken Christentums, 2 Bände, München 1954, zu werfen. G. lehnt Schneiders Ausgangspunkt und Interpretation scharf ab (S. 16; 156, Anm. 234: „unvorsichtig wie immer“; 163: „noch absurder . . .“). Das Recht zu solcher Kritik wird man gern anerkennen, wenn man die Ausführungen und Argumentationen auf beiden Seiten gegeneinander abwägt.

G. will orientieren und ein Gesamtbild des Problems „Antike und Christentum“ entwerfen. Als seine zwei Voraussetzungen nennt er die Thesen, daß geschichtliche Leistungen von Minderheiten ausgehen und daß die Religionsgeschichte eine Disziplin eigener Art ist, bestimmt durch die Vorentscheidung, ob es einen Bereich des Göttlichen gibt, oder ob sich die Religionen auf Ängste und Sehnsüchte des Menschen reduzieren lassen. Das Verhältnis zwischen antiker Kultur und Christentum wird in zwei ungleich großen Teilen dargestellt, zuerst historisch und dann zusammenfassend systematisch. Es gelingt so, die ungeheure Fülle des Materials zu überschauen und nicht in den einzelnen Problemen stecken zu bleiben. Ausgangspunkt der historischen Behandlung ist das für das Imperium Romanum entscheidende Jahr 168/167 v. Chr.; als Endpunkt der Auseinandersetzung zwischen Antike und Christentum ist gewählt Augustins De civitate dei (426), das letzte große Dokument, in dem Platonismus und Christentum als die eigentlichen Partner des Streitgesprächs zu Wort kommen. In der systematischen Betrachtung finden vor allem drei Momente Beachtung: das geschichtliche Ereignis, von dem das Christentum ausgeht, die christliche Theologie, die von vornherein die Diskussion mit der griechischen Philosophie sucht und schließlich die christliche Lebensform in Gemeindeorganisation, Lebensführung und Kult.

Das Christentum ist in eine Welt eingetreten, die in jahrhundertelanger Entwicklung ihre politische Struktur gewonnen hat, geistig durch die Philosophie geprägt war, Dichtung und Wissenschaft besaß und eine Vielfalt von Religionen umschloß, angefangen von der klassischen Religion bis zum Kaiserkult und zu den spätantiken Mysterienreligionen. G. zeichnet die charakteristischen Züge dessen, was das Christentum hier vorfand. Immer wieder gibt es dabei Gelegenheit, Übertreibungen und falsche Einschätzungen zu korrigieren. Die gern als altchristlich betrachtete Ablehnung von Naturphilosophie und Naturwissenschaft ist altsookratische Tradition

(S. 44; 66; 68). Daß eine christliche Sonderlehre als Hairesis-Secta nach dem Muster der philosophischen Schulen bezeichnet wird, ist zutreffend gesehen (S. 67); aber das unmittelbare Vorbild dürfte das hellenistische Judentum geboten haben (zum Beispiel Jos. ant. 13, 171; 20, 199).

Bei den knappen Ausführungen über die christliche Geschichtsschreibung vermißt man den Namen des Eusebios, der gerade nicht „der Versuchung widerstanden hat, die wechselvolle Geschichte des Imperiums von Augustus bis zur Völkerwanderung einem simplifizierenden theologisch-teleologischen Schema zu unterwerfen“ (S. 73).

Hervorragend sind die Kapitel über den Kaiserkult, die klassische Religion und über die Mysterienreligionen. Nachdrücklich kommen hier die nötigen Distinktionen zur Geltung. Die apoletische und polemische Literatur der Christen haben Gebildete für Gebildete geschrieben; daher wird die klassische Religion bekämpft, die zwar im Kult traditionell erstarrt und im Geistigen philosophisch verblaßt ist, aber den Gebildeten doch als wichtig erschien. Nur am Rande hören wir deswegen von der Religion der Massen und ihrem Glauben und Aberglauben. Dieser lebendigen Religiosität treten die Christen weniger mit Argumenten als mit einem kompromißlosen Glauben entgegen.

Wichtig ist die Einsicht, daß die einzig gefährlichen Gegenangriffe der antiken Kultur gegen das Christentum vom Platonismus ausgegangen sind. Das zeigt G. an den Beispielen der Philosophen Kelsos, Porphyrios und Julian. Ihr Angriff ist aber auch der Beweis dafür, daß es dem Christentum im Gegensatz zu den Mysterienreligionen gelungen ist, Gebildete als Gesprächspartner zu gewinnen, für die unter den mancherlei Anstößen im Vordergrund folgende stehen: die Bindung des Christentums an ein einmaliges historisches Ereignis, die den Bruch mit den Traditionen bedeutet, und die Lehre von der Auferstehung, die als verabscheuenswerte primitive Vorstellung gilt. Ausführlich betrachtet G. die abschließende Replik des Christentums in Augustins *De civitate dei*, deren Stärke und Schwäche unbefangen gewürdigt werden.

Im systematischen Überblick (S. 142/81) erklärt sich G. dafür, das Neue Testament aus philologischen und historischen Gründen in allem Entscheidenden als homogenes Ganzes zu nehmen. Das Zentrum des Christentums ist das geschichtliche Ereignis des Eintritts Gottes in die Welt, was gegenüber Heidentum und Gnosis immer wieder verteidigt wurde. Bei der Beurteilung der christlichen Missionserfolge (S. 151/3) sollte die Bedeutung der jüdisch-hellenistischen Diaspora nicht ganz übersehen werden. Weniger befriedigend als die ausgezeichnete Darstellung der theologischen Auseinandersetzung mit der antiken Philosophie (S. 147/74) sind die Bemerkungen über Kultus und Lebensform. Die allzu große Knappheit der Darstellung hat zu einer etwas blassen Abstraktion geführt. Auch hier scheint das jüdische Erbe der Kirche zu wenig berücksichtigt zu sein zugunsten von heidnischen Mustern oder Parallelercheinungen. Nächstenliebe und Barmherzigkeit hatten bereits in den jüdischen Diasporagemeinden eine so große Bedeutung, daß dies auch von der heidnischen Umwelt vermerkt worden ist.

Wer sich rasch und zuverlässig über das Problem „Antike und Christentum“ informieren will, kann nichts besseres als das Buch von G. finden, das auf verhältnismäßig wenig Seiten ohne gelehrten Apparat umfassende Information und Beurteilung bietet.

*Bochum*

*Alfred Stuiber*

Walter Bauer: *Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum*. Zweite, durchgesehene Auflage mit einem Nachtrag herausgegeben von Georg Strecker. (= Beiträge zur historischen Theologie, Band 10). Tübingen (J. C. B. Mohr / Paul Siebeck) 1964. X, 316 S., geb. DM 28.-.

Le livre de Walter Bauer sur orthodoxie et hérésie dans le christianisme antique est de ceux qui font date et renouvellent les perspectives. Il est heureux que cet